

Meinem Lehrer Franz Fühmann

Über der Spanne zwischen dem Gewollten und dem Hervorgebrachten in Stücke gehn – Scheitern.

Oder ist es nicht längst so, daß alle Autoren die Einsicht teilen, daß Befriedigung im Gelungenen, daß Identität nur innerhalb des Prozesses und auch dort nur annäherungsweise erfahren werden kann, niemals jedoch hinterher, angesichts des eben nicht vollendeten, nur abgeschlossenen oder nur so gelassenen, womöglich verlassenen Textes?

Hier wird von der eigenen Erfahrung ausgegangen, auch oder gerade weil von Franz Fühmann die Rede sein wird. Von seinem Eingeständnis des Scheiterns nämlich kann nicht abgesehen werden, schon deshalb nicht, weil es dem Werk nachfolgt wie das Beil dem blutigen Zeichen in Heines „Deutschland. Ein Wintermärchen“.

In Fühmanns Testament lasen wir:

Ich habe grausame Schmerzen. Der bitterste ist der, gescheitert zu sein: In der Literatur und in der Hoffnung auf eine Gesellschaft, wie wir sie alle einmal erträumten.

Im Juli 1984, nach seinem Krebstod, fiel mir darauf die Erwiderung leicht. Das Scheitern in jener Hoffnung betraf tatsächlich ein Wir, dem auch ich angehörte, das vielleicht die Desillusionierten aller DDR-Generationen bzw. aller geistig betroffenen „Generationen des Sozialismus“ umfaßte. Und indem dieses Scheitern viele einschloß, war es nicht mehr persönliches Eingeständnis, sondern politische Botschaft an die Lebenden.

Mit dem anderen, mit dem Scheitern in der Literatur, tat ich mich damals noch leichter. Ich tat es ab, indem ich feststellte, daß Fühmann es uns, der Nachwelt, überlassen müßte, sein Werk einzuschätzen, nämlich es hochzuschätzen, und verwarf somit sein Urteil über die auf uns gekommenen Erzählungen, Essays, Gedichte, Übertragungen, Mythen- und Märchenadaptationen... Dabei blieb es auch zunächst, denn was damals plötzlich neu zu lesen stand sowie all das, was noch postum erschien, es wollte mir wieder und wieder erste Lektüre werden, nicht ohne kritischen Blick selbstverständlich, doch allemal so, als würde ein Gespräch fortgesetzt, das der Tod nicht hatte abreißen können. Und die Begeisterung, parallel jener einer Gruppe von Oberschülern des Jahres 1973, welche *22 Tage oder die Hälfte des Lebens* gleich einem Katechismus mit sich herumgetragen hatten, sie stellte sich oft genug wieder ein.

Was aber begeisterte uns 16jährige so sehr, was ließ dieses Ungarn-Tagebuch mit seinen unzähligen Facetten so wertvoll erscheinen? Zum einen, gewiß, reizte die Vielfalt, in der zahlreiche Aspekte moderner Dichtung und Literaturbetrachtung sowie eines Kanons geisteswissenschaftlicher Disziplinen im Atem eines quicklebendigen, neugierigen Ich-Erzählers spielerisch und ernsthaft zugleich verwoben waren, Aspekte, nach denen sonst in der im Lande veröffentlichten DDR-Literatur weithin vergeblich zu suchen war.

Zum anderen, und eigentlichen jedoch, offenbarte hier einer unserer Väter oder beinahe Großväter sein innerstes geistiges Problem wie keiner sonst. Und er tat dies organisch, nicht exaltiert, meisterhaft beiläufig aus Alltagsbetrachtungen heraus, aus denen das Buch bis hierher, bis zu diesem Ende gestaltet war, um sich hier und jetzt um so mehr zu bündeln und die Mitte eines existentiellen Mahlstroms bloßzulegen in der Frage:

Gesetzt, du wärest nach Auschwitz kommandiert worden, was hättest du dort getan?

Und inmitten aller zugleich referierten Ausflüchte und Überlegungen, wie sie von früheren Nazisoldaten bis dato, ach was, bis heute vorgebracht wurden und werden, inmitten des Für und Wider auf höchstem Niveau, all dessen, was Fühmann selbst zur Abwehr dieser einen folgenden Konsequenz gemeint und gedacht und relativiert hatte, stand nach fast dreißig Jahren des Ringens fest:

Du hättest in Auschwitz vor den Gaskammern genauso funktioniert, wie du in Charkow oder Athen hinter deinem Fernschreiber funktioniert hast...

Wir sind im Limbus des Themas, und wir werden hier nicht weit genug vordringen können, wollen dies aber versuchen. Woran messe ich, ob ein Autor gescheitert ist? An seinen eigenen Maßstäben werde ich es schließlich als mündiger Leser nicht tun. Wie verfährt Fühmann selbst, etwa auf der Suche nach objektiven Merkmalen für das Gedicht? – Wenn es mich beträfe, dann und nur dann konstituierte es sich. Gewiß, doch sein Testament verwirft das Gesamtwerk.

Es hilft uns nicht viel, wenn wir wissen, daß es abgefaßt wurde, als er das für ihn wichtigste und größte Projekt, den Roman mit dem Arbeitstitel „Bergwerk“, endgültig aufgab. Dieses konkrete und unzweifelhafte Scheitern, es war nur unter anderem gemeint.

Es hilft uns auch nicht viel, wenn wir wissen, daß Fühmann mit dem „Bergwerk“ einen Roman des Sozialistischen Realismus verfassen wollte, der in seinem kalkulierten, künstlerisch vorgeführten Scheitern jenen der Unmöglichkeit überführt hätte. Es hilft uns ebenso wenig, von dem Projekt die Verbindung erwartet zu haben von Märchen und Mythos, von sozialistischem Alltag und seiner Psychopathologie, von Philosophie und Autobiographie, von Göttlichem und Obszönem, all dem vielleicht, das James Joyce ganz anders einmal für Dublin, für Irland und die englische Sprache geleistet hatte, nur diesmal hier, diesmal dort, für diesen und in diesem, jenem deutschen Staate DDR, für diese gottverdammte Klitsche, auf diesem historischen Scherbenhaufen und Galgenberg, dem der Autor nicht entrinnen konnte und wollte, in dieser Sprache des Ettersberges bei Weimar allemal – das alles im Bilde des Bergwerks von Seele und Welt gebündelt – ein Griff nach dem Tiefsten, dem Höchsten –; es hilft uns wahrlich nicht viel, wenn wir wissen, daß Franz Fühmann daran gescheitert, ja zerbrochen ist.

Dies war nicht Hybris. Fühmann war Dichter und hatte erst Mitte der siebziger Jahre ganz realisiert, was das bedeutet, als ihm „über E.T.A. Hoffmann aufging: Künstler ist, wer nicht anders kann – und dem dann nicht zu helfen ist“.

An einem Beispiel soll dennoch versucht sein, der Wurzel desjenigen Scheiterns näherzukommen, die zugleich Wurzel seiner Größe ist. Aber gab es überhaupt einen Text, ein Buch von Fühmann, der oder das mich enttäuscht hätte? – Ja. Es war dies das Buch, das den Höhepunkt von Fühmanns Werk markiert. Es handelte sich ausgerechnet um jenes Buch, das vielfach und zu Recht für sein gelungenstes gilt. Es war das Buch, von dem er so in Anspruch genommen war und das er selbst so einschätzte wie später nur noch, eben, das „Bergwerk“. Hier, in diesem Buch, gingen autobiographische Selbstbefragung und Essay über den poetischen Gegenstand die großartigste Legierung ein. Es war sein bestes Buch, das mich enttäuschte: „*Vor Feuerschlünden. Erfahrung mit Georg Trakls Gedicht*“^[footnote] Auch erschienen unter dem Titel: *Der Sturz des Engels. Erfahrungen mit Dichtung*^[/footnote]. Der darin eine zwingende Analyse des Lesens gibt, des Lesens als Erfahrung, des Lesens aus und mit der Erfahrung und der Erfahrung des Lesenden zugleich, der sich offenbart und seinem Leser eine Offenbarung um die andere beschert, Türen aufstößt zum Gedicht Georg

Trakls wie beispielhaft zu jeglicher Dichtung, er scheiterte in meinen Augen im selben Moment.

In dem nämlich suchte er – über die Anstrengung der Arbeit von Jahren – in einer immer wieder aufscheinenden Ebene des Textes, einem das Wesen der Poesie zu erklären, dem zu erklären er in den fünfziger Jahren bereits ansatzweise begonnen hatte, dem zu erklären er nie müde geworden ist, dem zu erklären jedoch ein schlechthin zum Scheitern verurteiltes, nur eben für Fühmann unumgängliches, auf keinen Fall müßiges Unterfangen war, eine Kraftvergeudung, die er sich um seines Werkes willen nicht hätte erlauben dürfen, gerade dies aber, ja, mußte.

Anfangs des 2. Kapitels heißt es:

... wir möchten nun den Lesern Trakls, die uns ihre Schwierigkeiten mit seinen magischen Gebilden gestanden, dadurch ein wenig (sic!) zu helfen versuchen, daß wir zeigen, was uns mit ihnen geschah...

Merken wir die verzagte Geste hier nur einmal an, wer aber waren die angesprochenen „Leser“? Waren es solche, die von sich aus der Dichtung Trakls, überhaupt der Dichtung begegneten?

Der Leser wird sich damit abfinden müssen, daß die Dunkelheit mancher moderner Dichtung unabdingbar zu ihrem Wesen gehört...

Wer las nur freiwillig diese Verse, dem die vielbeschworene Dunkelheit der Moderne Schwierigkeiten bereitete? Oder wenn sie ihm (oder ihr, oder denen) schwierig war, dann genoß er sie doch zugleich?

Wer *mußte* denn diese Gedichte lesen, insbesondere, bevor sie überhaupt in der DDR publiziert waren? Und wer konnte sie sich verschaffen, der sie dann ablehnend las? Ich gestehe, ich hatte einen Verdacht, und zwar von Anfang an.

Der Exeget Fühmann wünschte sich offenbar, daß jemand, daß ein bestimmter Leser, daß man diese Gedichte verstünde. Er erklärt *dem Funktionär* das Gedicht. Er will, und er will es immer wieder neu und vergeblich, *daß der Zensor das Gedicht versteht*. Er hoffte inständig und arbeitete mit aller Energie daran, daß jene Antifaschisten, die sich zu Richtern über alles und jedes in seinem Staate, in der DDR, aufgeworfen hatten, die über die Dichtung entschieden, z.B. auch darüber, ob Georg Trakls „dekadente“ Gedichte dem Leser, dem eigentlichen Leser dort zugemutet werden konnten oder nicht; er sehnte sich danach, daß eben diese Hohen Richter sowohl ihn, Fühmann, als auch letztlich, durch seine aufklärerische Bemühung, Trakls Gedicht verstanden. Warum?

Kehren wir noch einmal zurück in die Vorhölle des wohl wichtigsten Scheiterns der deutschen Nachkriegsliteratur, und lesen wir in *22 Tage...*, welche Schlußfolgerung der Autor aus der gravierendsten Einsicht seines Lebens, nämlich tatsächlich Faschist gewesen zu sein, dort zieht:

... ich bin über Auschwitz in die andre Gesellschaftsordnung gekommen. Das unterscheidet meine Generation von denen vor ihr und nach ihr, und eben dieser Unterschied bedingt unsre Aufgaben in der Literatur...

Diese Aufgaben lagen für ihn schon damals vor allem im öffentlichen Vollzug seiner Wandlung.

Das Feuer dieser Wandlung brannte jedoch innerhalb der Mauern von Tabus, derer zwei zumindest auszumachen und hier von Belang sind. Mit dem größeren nämlich verbindet sich die Gestalt jenes „Lesers“.

Eine seiner Inkarnationen besaß sogar das Privileg, das unvollendete Manuskript des Essays zu lesen, um daraufhin zitiert zu werden:

„Einfach unglaublich, wie dieser Trakl Sie verführt hat“, stöhnte ein Leser des Manuskripts, und er entwarf daraus auch Folgerungen (sic!).

Der Autor wiederum nimmt im darauf folgenden „die Frage des Lesers auf“. Ich verhehle meine Bestürzung nicht und merke ausdrücklich an, daß sie bereits die erste Lektüre des Essays begleitete.

Was hatte dieser „Leser“ für ein Gewicht, daß er: mitschreiben durfte, daß er zum: Partner eines Dialoges wurde, der sich im Ergebnis so deutlich abhebt von jenem, der mit dem eigentlichen Leser, mit uns, geführt wird?

Oben äußerten wir dazu einen Verdacht, der sich erhärten läßt: Fühmann wünschte nichts mehr, als daß jene Antifaschisten, in deren Schule er gegangen war und die für immer einen Antifaschisten aus ihm gemacht hatten, daß genau diese ihn eines Tages verstehen möchten. Er hoffte – wir behaupten, bis zum Ende seines Lebens –, daß jene Marxisten, die ihn mit ihrem Weltbild gerettet, ihn aus dem mystischen anderen mit seinem bezeugt apokalyptischen Ende emporgehoben hatten, wenn auch, um ihn im selben Augenblick damit schon wieder zu prägen, ja zu zeichnen, er hoffte, daß sie seinen Einsichten folgen könnten. Er „fühlte den mahnenden Blick“ seines Lehrers von der Antifaschule Riga, „des Mannes, der uns neuen Glauben gegeben, neue Hoffnung, neue Zuversicht, neues Bewußtsein...“, er fühlte diesen Blick nicht nur bei der Lektüre Trakls, nicht nur in den fünfziger Jahren, als die Beschäftigung mit solcher Art Dichtung ihm durch diesen Blick ein schlechtes Gewissen bereitete, ihm „unerlaubt« schien in der Nachfolge der Fadejewschen und sonstigen Verdikte, sondern er spürte ihn eben auch noch hier, auch in diesem Text, der damit abrechnen sollte, in dem der Autor den unvermeidlichen „Konflikt zwischen Dichtung und Doktrin“ austragen wollte zu dem Ende:

Trakls Gedicht, es hatte gesiegt.

Doch nein, doch ja, es hatte auch nicht gesiegt. Nur zwei Seiten später heißt es zum selben Konflikt, daß da etwas sei, „was hinter ihr“, hinter der Doktrin stünde, was ihn angehe, und: das Ende des Konfliktes „ist noch nicht abzusehen“.

Wir lasten es dem „Leser“ an. Der nämlich blieb omnipräsent, saß einerseits fest in Fühmann selbst, aber auch dort, wohin dieser ohnmächtig aufschaute, zwischen Abscheu und Scheu, zwischen Selbsthaß und Engagement, zwischen Zynismus und Demut, dort, wo mit dem Tabu des Antifaschismus längst Schindluder getrieben wurde, wo darauf gebaut und damit spekuliert wurde, bei den Menschenverwaltern der DDR. Dieser plurale, mächtige „Leser“, er wußte dabei genau, was er tat. Fühmann nur konnte nicht davon abgehen, daß er ihm dennoch eines Tages folgen würde, daß er aus seiner Unerbittlichkeit, aus seinen mechanischen Syllogismen treten könnte, um mit ihm gemeinsam im „sowohl als auch« der Toleranz fortschreiten zu können, dort und teleologisch dorthin, wo sowohl das Eine als auch

das Andere gelten dürfte, wo der Widerspruch endlich fruchtbringend aufgehoben wäre, das hieße ungelöst, das hieße poetisch gefaßt und: akzeptiert vom Funktionär, vom Zensor, der an diesem glücklichen Ende ja erlöst und keiner mehr wäre!

Der Lehrer Z. „redete uns mit ‚Genosse‘ an...; mir mußte dieser Name ungewohnt fremd sein, allein ich nahm ihn als eine Art Taufe und betrachtete, wenngleich seiner längst nicht mehr teilhaftig, ihn heute noch als Ehrenname“. Fühmann war den Erkenntnisweg ja selbst vorgegangen, den er – Teil des Verhängnisses – nicht müde wurde, bei Hofe vorzutragen. Aus der „Richtung der Märchen“ kommend, hatte er schließlich nach dem „mythischen Element in der Literatur“ geforscht. Die Auflösung, welche den Guten immer siegen ließ um den Preis der Wahrhaftigkeit, sie war ihm nie wirklich, jetzt aber endgültig nicht mehr genug gewesen. Sie hatte zum Weltbild gehört jenes Lehrers Z. von der Antifaschule:

Tertium non datur!

Damit hatte man sich zu entscheiden. Da gab es keinen Mittelweg, wie ihn Fühmanns Leben eben doch zeichnet, das ihn wandelt um den Preis, ihn zu zerbrechen in seiner Versessenheit auf gerade die Form von Wahrhaftigkeit, die einen mit seiner Biographie zerstört.

Da gab es, für die Doktrin des Sozialistischen Realismus, nur noch das Konstrukt eines ewig langweiligen Vorwärtsweismüssens und das happy end auf Teufel komm raus. Da hinein paßte es nicht, wenn die „stille Kammer“ in Matthias Claudius' Abendlied („Der Mond ist aufgegangen“) die Gaskammern von Auschwitz antizipiert, wenn selbst durch „den Riß“ im Gedicht des idyllisch geheißenen Mörike jenes bläuliche Gas zischt. Das mußte ganz und gar unpassend sein, überzogen für jenen „Leser“, weil es den existentiellen Spagat eines radikalen Denkens bezeichnet.

Antwort eines „Hochgestellten“, als Fühmann ihm, noch in den fünfziger Jahren wohl, seinen Konflikt zwischen Dichtung und Doktrin darstellt:

Ja wenn Sie das alles auch so ernst nehmen!

Wenn der Begriff überhaupt noch auftreten durfte, in mechanischer, leicht verdaulicher Weise jedenfalls, dann konnte mit der vulgärmarxistischen Interpretation des Gewissens leicht gelebt werden. Marx gestattete, daß es „falsches“ Gewissen gab, wie es auch „falsches Bewußtsein“ gab. Das erste war schließlich nur bescheidener Teil des zweiten, welches wiederum nach Marxens Feuerbach-Thesen nur das Ensemble der gesellschaftlichen Beziehungen spiegelte, demnach beeinflusbar, demnach zu bestimmen war: Du kleiner Mensch bist ein Produkt deiner Lebensumstände bis auf den heutigen Tag, somit der gesellschaftlichen Verhältnisse, die bekanntlich primär Produktionsverhältnisse sind. Der Kampf der Produktivkräfte, der neuen mit den alten, der daraus folgende, objektiv letzten Endes siegreich verlaufende Klassenkampf – sie drücken sich auch in deinem Gewissen aus: Gut gegen Böse, Neu gegen Alt, Richtig gegen Falsch. Es kann keinen Teil des Gewissens geben, der über den Wassern schwebte wie etwa der idealistische Weltgeist, ergo: –! So argumentierten vielleicht unsere Lehrer noch, die die Fußstapfen des Z. keineswegs verlassen hatten, jenes, den Fühmann so exakt auftreten läßt. Sie behaupteten noch immer, es könnte kein Drittes geben, wenn sie es auch selten so brillant taten, wenn sie damit auch nicht so viel Erfolg hatten wie Z. gegenüber den gestrandeten Nazisoldaten, wenn sie auch nur noch deren satten, skeptischen Kindern und Enkeln gegenüberstanden... (Lautete die Botschaft des obigen Schlusses nicht: Ergo – finde dich ab? Schicke dich drein?)

Aber auch die, auch wir nahmen ernst und konnten verzweifeln an dem, was Franz Fühmann als unüberwindlich erfuhr, als etwas, das in ihm blieb und fraß, am Ende als Metastasen: Wenn es kein Drittes gab, wenn demnach die alltäglichen Kollisionen des Gewissens mit den realen Entscheidungs- und Handlungszwängen innerhalb der bestehenden Strukturen lösbar sein mußten – weil sonst der Rückfall unausweichlich drohte in die, ja, imperialistische, in die, ja, potentiell faschistische Barbarei –, wenn keine Alternative gelten konnte als die des Fortschritts im Gewand des zähen Vorwärtskriechens innerhalb dieses einen schäbigen, dafür realen Sozialismus, was sollten wir da tun? Was konnte Franz Fühmann da tun? Über der Lektüre der Biographie Trakls etwa:

Was mir damals, in jener schwarzen Nacht, unabweisbar wie ein Alptraum aufging, war das Begreifen des Alltagssterbens am unlebbaaren Alltagsleben, dem so unendlich banalen Banalen, das dich zerreibt, zerlaugt, zerfrißt. – Jeder, der dies Erliegen erfährt, erfährt es auf seine eigene Weise, und wer es nicht erfährt, wird es nie verstehn.

Das ist nicht Limbus, das ist schon Hölle, eisig wie bei Dante. Fühmann weiß sich in der „Pflicht der Nachwelt, ideell wiedergutzumachen“ an Georg Trakl, an ihm selbst aber macht niemand wieder gut, was im selben Moment geschah.

„Es ist ein Weinberg, verbrannt und schwarz mit Löchern voll Spinnen‘ –: Es ist dein Land, und du hältst aus.“ Das zweite Tabu, hier tritt es zutage als Fluch, als Verdammungsspruch, aus immer wieder neuen Quellen gespeist, um immer wieder dort zu münden, wie hier nach der Klage Achills, daß er „lieber als Knecht bei Lebenden fronen“ wolle, als im Schattenreich König zu sein:

Die Stagnation; gestocktes Dasein; eine Verwesung, die nichts hervortreibt und nur unablässig sich selbst reproduziert.

Wer als Leser in der DDR glaubte, hier sei von Homerischen Zeiten und vom Hades die Rede, der mußte blind auf beiden Augen sein, der konnte nicht lesen. Wir lasen, was geschrieben stand, und das hieß: In diesem Lande DDR, das eine Schattenwelt ist, in der sich nichts mehr bewegt, da sind wir Verdammte, und jedes noch so erbärmliche Leben in einer anderen Welt, sei die auch die schlechteste unter der Sonne, es sei vorzuziehen. Wir lasen dies, wie wir auch in einem Essay zu E.T.A. Hoffmann den Aufschrei gegen die Knechtsseele am Beispiel des Ignaz Denner gelesen hatten. Wir lasen und verstanden dies. Wir lasen nicht des Autors Qual. Wir sahen dem Scheitern zu und sahen es nicht. Wir zogen sogar Konsequenzen. Dabei wehrte sich Fühmann im Text, wie er sich auch praktisch wehrte gegen das Verhängnis dieses „banalen Banalen“, aber es blieb für ihn unüberwindlich. Dem „Leser“ schleuderte er entgegen: „Zeugnisse darf man nicht verstümmeln.“ „Man sagt, man müsse die Masse erziehen; das könnte wohl nur durch die Wahrheit geschehen, und die Wahrheit ist ihrem Wesen nach ganz.“ Das war, in jenen Nebel gerufen, ein Stoß ins Horn – warum liest es sich inzwischen nur wie eine Allerweltweisheit? Das war Sprengstoff – heute scheint uns ein trauriges Gesicht daraus hervor.

Und weil es aber so um die vielfach geteilte und doch unteilbare Wahrheit stand in jenem verschwundenen Land, darum setzte Fühmann u.a. die erste Veröffentlichung von Sigmund Freud in der DDR durch (ein paar Texte in einer belletristischen Buchreihe - ach, wenn es doch heute nicht so unerhört lächerlich klänge!); weil das so war und weil es das alles in der DDR geben sollte – Benn und George, von Koestler und Orwell, de Sade zu schweigen –,

hinter dieser Mauer, wo er blieb und zu bleiben verdammt war, während er längst den Jüngeren sagte: Ihr müßt reisen und sehen und, ja, auch weggehen, wenns nur so geht, und zwar rechtzeitig, bevor es zu spät ist (wie für ihn selbst, wenn er auch reisen konnte mit jenen Dienstvisa der DDR, mit diesem noch übleren Ableger von schlechtem Gewissen, das damit kritischen Intellektuellen implantiert war); deshalb jedenfalls drohte er mit Konsequenzen, um die Veröffentlichung des Abgewiesenen durchzusetzen (Hegewald; Hilbig; Kolbe; Matthies; Moog; Walsdorf...), weil das so war, weil es so stand mit der Wahrheit, aber nicht so bleiben sollte, nur nicht so ging, wie an der Liste der Namen nachzuvollziehen, weil der „Leser“, weil der oberste Zensor höchstens Gnade gewährte, wo es Recht nur dem Namen nach gab, darum unterstützte Fühmann auch finanziell, soweit er konnte (man lese im Trakl-Essay über Schuld und Schulden), darum erwarb er unsere illegalen Zeitschriften, darum initiierte er im Falle des Dichters Dieter Schulze hochkarätige Hilfe, die zur Kassation eines rechtsgültigen Urteils und wenigstens zur ungestraften Ausreise führte, zermürbte er sich zu allem noch mit unseren Angelegenheiten, weil er selbst an der Grenze seiner Wandlung stand. Die Tabus hatten sich zum Korsett geschlossen, in dem er sich dennoch, unter Schmerzen, bewegte.

Es mußte auch davon die Rede sein. Es müßte von vorn begonnen werden, um anderer Aspekte dieses außergewöhnlichen Scheiterns habhaft zu werden. Gar nichts hätten wir begriffen, wären wir stehengeblieben bei der Verneinung des einen Scheiterns, um nur das andere zur Voraussetzung unseres Weiterdenkens zu machen. Literarisches Werk und gesellschaftliche Hoffnung sind am Punkt ihrer unabdingbaren, ihrer schmerzhaftesten Verklammerung und Durchdringung zugleich gescheitert.

Die Scheite fahren fort und strahlen. Sie liegen offen und sinken nicht. Oder sie sinken nach Art der Erfahrungen, „sowohl als auch“, um im Inneren aufzuerstehen, im Reich der Kupferkönigin, im Bergwerk:

Ich war in der Grube. Ich war glücklich.

Uwe Kolbe, Martin Lüdke und Delf Schmidt (Hrsg.): *Rowohlt Literaturmagazin 30. Siegreiche Niederlagen: Scheitern: Die Signatur der Moderne*, 1992